

PAOLO DI PAOLO

UND DOCH SO FERN

ROMAN



PAOLO DI PAOLO

UND DOCH SO FERN

ROMAN

PAOLO DI PAOLO

UND DOCH SO FERN

ROMAN

*Aus dem Italienischen von
Christiane Burkhardt*



Und doch so fern

© 2022 *nonsolo Verlag*, Freiburg

Erste Auflage, März 2022

Titel der italienischen Originalausgabe: *Lontano dagli occhi*

Copyright © 2020 by Paolo Di Paolo

Published by arrangement with with S&P Literary Literary Agency
Agenzialetteraria Sosia & Pistoia

Lektorat: Irene Pacini

Satz und Layout: Andrea Wöhr

Druck und Verarbeitung: CPI buch bücher.de GmbH, Birkach

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen des Programms
„NEUSTART KULTUR“ aus Mitteln der Beauftragten der
Bundesregierung für Kultur und Medien.

Deutscher
Übersetzerfonds



Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-08-3

APRIL

Es ist das letzte Mal, dass sie einen Fuß in die Redaktion setzt, nur weiß sie das noch nicht. Den Tumult erkennt sie schon von weitem wieder. Die Telefone, die einfach nicht aufhören zu läuten. Der dichte Qualm. Alle sind da und harren aus, knurren, keuchen wie an einer Felswand – und das ist wirklich ein Höllenspektakel. Die Eigentümer wollen die Zeitung schließen, aber die Angestellten bestehen darauf, sie auch weiterhin erscheinen zu lassen. Sie möchte sich einbringen und auch das Gefühl haben, dass ihr das was bringt. Hat eine Abendzeitung ausgedient? Egal. Es ist auch egal, dass sich niemand bei ihr bedankt, Gott bewahre! Ihr genügt der erstaunte Blick eines Kollegen, dass sie hier überhaupt auftaucht.

„Luciana“, sagt er. „Was machst du denn hier?“

„Wir haben denselben Beruf oder etwa nicht?“, erwidert sie und geht zum Schreibtisch. Die Redaktion ist auf ein Minimum reduziert. Jeder fährt Doppelschichten und schreibt vier Texte, zwei davon unter eigenem Namen, aber die Mehrarbeit ist nicht schlimm. Es herrscht ein außergewöhnlicher Elan, eine Energie, die die Augen der Altgedienten wieder zum Glänzen bringt. Die können ihre Kaffees und Zigaretten schon längst nicht mehr zählen. Genau die Atmosphäre, von der sie als junges Mädchen geträumt hat.

Eine ältere Boulevardredakteurin, die an Luciana vorbeigeht, entschuldigt sich: „Ich mach sie gleich aus.“

„Keine Sorge.“ Luciana lächelt.

„Bist du sicher, dass es dir gut tut, hier zu sein, in diesem Chaos, in dieser schlechten Luft? Vielleicht solltest du lieber zuhause bleiben.“

Sie hebt an wie eine Freundin, wie eine ältere Schwester, um dann den vorwurfsvollen Ton einer Mutter anzuschlagen. „Du willst doch nicht irgendwann selbst als tragischer Fall in der Rubrik Vermischtes landen?“

Ist ja gut, denkt Luciana, ist ja gut, ihr habt ja recht.

Sie hätte sich schon längst umstellen sollen, hat es aber noch hinausgezögert. Sie hätte sich nach drei, vier Monaten umstellen sollen, als ihr der Körper Signale sendete, die sie ignorierte. Sie hätte ihren Frieden damit machen sollen, wie es so schön heißt, ja wie es von allen Seiten hieß, doch stattdessen tat sie so, als wenn nichts wäre. So als wären die Zahnfleischentzündungen und das Sodbrennen keine eindeutigen Hinweise.

Sie hätte ihre Ernährung umstellen sollen, so wie es ihr der Frauenarzt geraten hat, etwas gegen die nächtlichen Krämpfe einnehmen sollen statt so dumm zu sein, in den Kissenbezug zu beißen und sie einfach zu ertragen. Sie hätte das nervöse Herzklopfen nicht ignorieren, diese totale Verselbstständigung ihres Körpers nicht ignorieren sollen – die wuchernde Haarpracht und die überzähligen Kilos. Auch nicht die Gelüste, die gar nicht mal seltsam sind, sondern ganz normal. Sie hat versucht, sich abzulenken. Jetzt wacht sie auf und fühlt sich wie in der Falle. Träge. Müde. Aufgedunsen.

Alle Sätze in ihrem Kopf beginnen mit *Du bist nicht*: Du bist nicht die junge Frau, die mit halb geschlossenen Lidern vor dem Friseursalon steht und genüsslich raucht. Du bist nicht die Touristin, die staunend umherflaniert. Du bist nicht mehr dieselbe wie vorher.

Wenn Luciana abends an der Piazza Trilussa vorbeikommt und den üblichen Cliquen von Jugendlichen, von Zwanzigjährigen begegnet, die dort auf den Stufen hocken und Bier trinken, hat sie das Gefühl, eine Ausgestoßene zu sein, so als hätte man ihr einen Platzverweis erteilt, sie ins Exil geschickt. Ein bestimmtes Lebensgefühl, das Wittern von Frühlingsluft, ja Unbeschwertheit kann sie sich nicht mehr leisten.

Deswegen würde sie am liebsten laut schreien so wie mit fünfzehn, als sie sich mit ihrer Mutter anlegte, um ihr zu beweisen, dass sie keine Angst mehr vor ihr hat – weder vor ihr noch vor sonst irgendwas. Und dass sie sich nicht von ihrer Revoluzervergangenheit blenden lässt.

„Mein Leben gehört miiiiir“, schrie sie damals und knallte mit allen zur Verfügung stehenden Türen, gern auch mehrmals mit derselben. „Mein Leben gehört miiiir“, wiederholte sie mit einer Wut, die sich von Minute zu Minute zu blindem Hass zu steigern schien – ein Ausmaß an Aggression, das sie sich gar nicht zugetraut hätte. Nachdem sie eine halbe Stunde lang geweint und dabei fast keine Luft mehr bekommen hatte, beruhigte sie sich wieder.

Dieser Satz, der damals dumm war, ist heute einfach bloß falsch. Einfach bloß das Gegenteil von dem, was ist. Der gesunde Menschenverstand, an den sie sich laut ungebetenen Ratschlägen hätte halten sollen, hilft ihr jetzt auch nicht weiter. Genauso schwer tut sie sich, mit dem Bewohner ihres Bauchs zu sprechen, der inzwischen mit offenen Ohren und Augen in siebenhundert Milliliter Fruchtwasser schwimmt. Sie weiß nicht recht, was sie ihm sagen soll.

Sie hasst es, ans Haus gefesselt zu sein. Sie hasst es, den x-ten Dehnungsstreifen an den Hüften zu entdecken, schimmernde Risse, die im Halbdunkel, in dem sie sich auszieht, beinahe zu leuchten scheinen.

Einen tropfenden Wasserhahn empfindet sie als Zumutung. Kurz hat sie genug Energie, um aus der Kiste unter dem Waschbecken die Zange, die neuen Dichtungen zu holen, aber das hält nicht lange vor. Sie ist sofort genervt, entmutigt, lässt sich bedrückt aufs Sofa fallen. Die Wohnung wendet sich gegen sie. Der Schmutz verhöhnt sie. Den Vorschlag ihrer Mutter, Hilfe anzunehmen, jemanden kommen zu lassen, hat sie abgelehnt. „Nur ein paar Stunden die Woche.“ – „Nein. Das krieg ich selber hin.“

Doch als sich eine Freundin zum Tee ankündigt, um ein bisschen zu quatschen, bekommt sie eine Panik-, ja ein bisschen auch eine Schamattacke und wartet auf das Läuten der Klingel wie auf das Läuten der Schulglocke bei einer Prüfung.

Sie ist nervös, hilft mit dem Fuß nach, eine Wollmaus zu verstecken – den Staub schön unter den Teppich kehren, Luciana! In der Küche stapelt sie Tassen und Teller in der Spüle und weicht sie ein, das Spülwasser wird umgehend trüb.

Auf dem Bett, in der Hälfte, die leer bleibt, liegt ein Berg Klammotten, ihre *Lumpenvenus*, wie sie ihn nennt, auch wenn sie nicht darüber lachen kann, denn er ist kein Kunstwerk. Dasselbe tapfere Chaos wie damals, wenn sie samstagnachmittags das Haus verließ. Aber es ist nicht Samstagnachmittag, und sie ist nicht mehr die junge Frau, die vor dem Spiegel in Panik geriet. Oder vielleicht doch, bloß fünfzehn Jahre älter, unsicher wie eh und je.

Es mag absurd sein, aber sie hört Stimmen. Die geblümete Jacke mit den Schulterpolstern befiehlt dem weinroten Sweatshirt den Mund zu halten. Die Lederjacke hat sich mit einer leichten Sommerhose angelegt, die man noch nicht tragen kann. Wie dem auch sei – sie braucht immer länger zum Anziehen, soviel steht fest. In eine Strumpfhose schlüpfen ist so, als steckte man die Beine in eine klebrige Substanz.

Nachdem sie das weiteste Kleidungsstück überhaupt herausgefischt hat, eine Art helle Tunika, schließt sie die Schlafzimmertür mit dem Gefühl, dass das Geschwätz dieser Stoffstücke weitergeht. Sie wissen Dinge von ihr, die sie vergessen oder mit aller Macht zu vergessen versucht hat. Der Pulli, den sie dem Iren geliehen hat, zum Beispiel, und nach allem, was passiert ist ... Nun, da kommt es ihr so vor, als machte ein Geheimnis von ihr die Runde, und zwar vollkommen ungeschützt.

Noch in der Tür wird sie von Giovanna umarmt. Die sagt nichts, nicht einmal Hallo. Sie drückt sie einfach. Luciana, die keine Umarmungen mag, entzieht sich ihr nicht, sondern verharrt

so, das Kinn auf Giovannas Schulter gestützt, die Nase in ihr starkes Parfüm vergraben. Sie verharret so, bis ihr beinahe ein bisschen schlecht wird, bis sie am liebsten weinen würde. Um ihre Rührung zu verdrängen, sagt sie zu ihrer Freundin einen Satz, der so gar nicht zu ihr passt: „Bitte ignorier die Unordnung.“

Giovanna bricht in Gelächter aus, sie lacht übertrieben laut.

„Willst du mich auf den Arm nehmen?“

„Nein. Die Wohnung schaut schlimm aus.“

„Und, hat es uns je was ausgemacht, dass die Wohnung schlimm aussieht?“

Luciana legt sich aufs Sofa, entschuldigt sich auch dafür: „Ich weiß gar nicht mehr, welche Haltung ich einnehmen soll.“

„Jetzt jammre nicht so viel.“ Giovannas Augen hinter den Brillengläsern lachen immer noch. „Du warst auch schon mal unterhaltsamer.“

Sie sprechen zunächst über die Arbeit. Giovanna versucht über alles Mögliche zu reden, nur nicht über Lucianas Bauch. Sie erzählt, wie schwer es ihr inzwischen fällt, den Typen zu ertragen, der ihr im Ministerium im Nacken sitzt: Am Schlimmsten sind sein Mundgeruch und ein Detail, das sie ekelhaft und gleichzeitig grotesk findet: die übersehenen Barthaare am Kinn.

„Das ist das erste Anzeichen dafür, dass ein Mann alt wird: Eine schlechte Rasur. Haare, die aus Nasenlöchern sprießen.“

„Wenn sie erst mal aus den Ohren wachsen, ist es noch schlimmer“, sagt Luciana. Sie setzt sich auf und legt die Hände um die angeschlagene Teetasse. Die gehört zu einem Service, das ihr Vater ihr zum Einzug in die kleine Mietwohnung geschenkt hat. Der Einzige, der ihren Wunsch verstanden. Ihre Mutter fand das absurd. Sie rechtfertigte sich, indem sie ihr erklärte, dass es ja nur vorübergehend sei. Tatsächlich lebt sie immer noch hier. Das ist ihr schon häufiger passiert: Es kommt ihr so vor, als hätte sie bloß einen Moment nicht aufgepasst – ein paar Tage, zwei Jahre –, um dann in einer Situation festzustecken, die es eigentlich nur ganz kurz, ja so gut wie gar nicht hätte geben sollen.

Giovanna erzählt nach wie vor von ihren Problemen bei der Arbeit, von einem Faxgerät, das sie gerade zu bedienen lernt.

Jetzt müsste Luciana etwas darauf erwidern. Doch stattdessen steht sie auf und öffnet das Fenster. „Es riecht stickig“, sagt sie, auch wenn sie ist die Einzige ist, die das wahrnimmt.

An Giovanna hat ihr schon immer diese *Unbefangenheit*, wie sie das im Stillen nennt, gefallen, sie hat sie stets darum beneidet, dass sie sich nie lang mit ihren Schwächen aufzuhalten scheint. Sogar die Hüften zum Beispiel, die bei ihr schon mit zwanzig recht breit waren, sind ihr total egal. So als tangierten sie die Dinge bloß ansatzweise: nicht zu sehr, so als ließe sie gar nicht erst zu, dass sie ihr wehtun.

Sie gestikuliert heftig, schiebt ständig die Brille zurück auf die Nasenwurzel, hält keine Sekunde still, und vielleicht ist das ja der Trick: nie still zu halten. Denn stillhalten, sich einengen, in einen Käfig sperren lassen, ist das Gegenteil von leben.

„Wollen wir einen Spaziergang machen?“

Das bricht einfach so aus ihr heraus, und Giovanna ist etwas überrumpelt.

„Und wo?“

„Von mir aus bloß bis zur Bar und wieder zurück.“

„Wir haben gerade Tee getrunken.“

„Ist doch egal.“

Nachdem Giovanna ihr vorgeschlagen hat, gemeinsam zwei, drei Anziehsachen für *das Baby* zu kaufen, reagiert Luciana gereizt. Deshalb schneidet die Freundin das Thema nicht mehr an. Und das ist wirklich paradox, ein Problem, dass das Gespräch stocken, es angestrengt werden lässt.

Giovanna fixiert etwas an der Wand. Luciana schaut auf. Zwei, drei Minuten können ganz schön lang sein. Man hört laut und vernehmlich ein Magenknurren. Da es von ihr kommt, hat Luciana einen Vorwand, etwas anderes anzusprechen. Sie beschwert sich über das Sodbrennen, das ihr keine Ruhe lässt.

„Vielleicht liegt es ja auch an der angespannten Situation bei der Zeitung.“

„Angespannt bin ich aus vielerlei Gründen. Ich bin nur noch angespannt.“

Giovanna greift nach der Zeitung auf dem niedrigen Couchtisch. Sie faltet sie auf und zu wie ein riesiges Origami.

„Man merkt, dass du keine Zeitung liest“, witzelt Luciana. Sie hilft ihr und zeigt auf den neusten Artikel.

„Hast du schon mal überlegt, es mit Literatur zu versuchen? Das wär bequemer.“

Luciana schüttelt den Kopf. Giovanna wartet ihre Antwort gar nicht erst ab und sagt: „Ich schon.“

Sie hat sich für einen Schreibkurs angemeldet, bei einer Buchhandlung hinter der Piazza Mazzini, ein dunkles, aber gemütliches Kabuff, zwei Stunden jeden Donnerstag. Sie nimmt den Einwand gleich vorweg und spricht es selbst aus, nämlich dass es keinen Kurs gibt, den sie nicht gemacht hat – sei es nun Kochen, Nähen oder Meditieren. Was noch? „Ach ja, erinnerst du dich, als ich Judo gemacht hab? Da habt ihr alle gesagt, ich spinne.“

Aber dieser Kurs ist besser, ist immer wieder eine Überraschung. Die Frau, die Schriftstellerin, nennt ein Thema und gibt ihnen dann eine halbe Stunde Zeit, mehr nicht. Letzten Donnerstag sollten sie einen Traum aufschreiben. Oder besser gesagt eine Kurzgeschichte daraus machen.

„Und welchen Traum hast du verarbeitet?“, fragt Luciana.

„Einen frei erfundenen. Ich kann mich an meine Träume nie erinnern. Wenn ich so drüber nachdenke, macht mich das richtig wütend. Deshalb hab ich einen erotischen Traum beschrieben, also eher einen, den ich in wachem Zustand habe.“

„Ich will ihn gar nicht wissen.“

„Schade, denn da verpasst du was. Und du? Welchen Traum hättest du geschildert?“

Luciana weiß nicht recht, ob sie ihn erzählen soll. Denn ihrer ist ein echter Traum, der sie in Angst und Schrecken versetzt hat.

Darin hatte sie die Beine gespreizt und schrie. Irgendjemand holte endlich das Kind raus. Sie setzte sich ein bisschen auf, um zu gucken – und da war dieses blutverschmierte Neugeborene, das anfang zu rennen, das fortrannte. Je weiter es fortrannte, desto älter wurde es, es wurde ein großes Kind. Und sie hinterher, doch das Kind drehte sich nicht um, sondern kehrte ihr den Rücken zu. Als sie es endlich erreichte, wirbelte es abrupt herum, sein Gesicht war irgendwie verschwommen und ließ sich unmöglich beschreiben, dann rannte es wieder weiter.

Nein, sie erzählt ihn ihr nicht, sie will ihn nicht erzählen. Sie beendet das Thema mit einem Achselzucken und sagt dann: „Ich träum bloß Mist.“

Eine Art deprimierender Staub senkt sich im Wohnzimmer herab, so als wäre da auf einmal ein Riss an der Decke. Draußen ein stürmischer, fahlgrauer Himmel. Alles ist viel schwieriger, als es sich in den letzten Stunden noch angefühlt hat.

Luciana horcht auf, als sie das Brummen des Briefträger-Mofas vernimmt. „Das wird ein Buch sein“, sagt sie. „Ich hab nur ein paar Rezensionen schreiben müssen, und schon bekomme ich Presseexemplare. Nicht schlecht.“

Sie hofft vielmehr, dass es ein Brief vom Iren ist.

Sie schafft es nicht, *nicht* an ihn zu denken, sie schafft es nicht zu verbergen, wie begierig sie die Umschläge durchgeht, sie hastig überfliegt und dann aufs Sofa wirft. Vielleicht hätte ich ihm vorgeschlagen sollen, zusammenzuziehen. Vielleicht hätte ich mich klarer ausdrücken sollen, denkt sie jetzt. Wenn er zurückkehrt, werde ich das hinkriegen. Manchmal kommt ihr der Gedanke, ob das Ganze nicht nur eine Obsession ist. Was hast du bloß?, fragt sie sich, als spräche sie mit einer Fremden. Was genau willst du? Ihn? Eine Familie mit ihm gründen? Das Begehren, das sie nach wie vor spürt – eine Art Durst – führt dazu, dass sie sich unvollständig fühlt. Manchmal versucht sie, ihm nachzugeben, aber wenn sie zum Höhepunkt kommt, spürt sie eine Art Ziehen

im Unterleib, das sie nur noch einsamer, mit noch mehr schlechtem Gewissen zurücklässt.

Sie schluckt, fasst sich an den Hals und senkt den Kopf. Zum Glück gibt ihr ein Detail an Giovannas Schuhen, eine Schleife, Gelegenheit, ihre Verzagtheit mit einer witzigen Bemerkung abzuschütteln.

Draußen laufen die beiden übertrieben langsam nebeneinander her, wie auf Zehenspitzen, völlig ziellos. Sie bleiben stehen, um sich Schaufenster anzusehen, fast jedes einzelne. Sie machen sich einen Spaß daraus, auf unerreichbare Kleider zu zeigen, auf solche, die sie sich nicht leisten können: preislich, farblich. Größentechnisch!

Amüsiert sehen sie zu, wie eine Frau an der Bushaltestelle mit vollkommener, ekstatischer Hingabe an einem Waffeleis leckt, auch wenn das heutige Wetter eher Lust auf was Warmes macht. Sie hat die Augen halb geschlossen, geht ganz darin auf.

In der Zwischenzeit hat es angefangen zu regnen. Das ist nicht weiter schlimm, aber sie haben keinen Schirm dabei. Ein Tropfen fällt genau zwischen Stoff und Haut auf Lucianas Nacken: das Gefühl von eisiger Kälte, die von weit her zu kommen scheint, aus einer anderen Ära, ein kleiner Gruß aus der Eiszeit.

Wie bereits vorauszusehen war, eilen sie in die nächstbeste Bar, nicht zuletzt weil Luciana wie immer Pipi muss. „Ich platze“, sagt sie.

Ohne auch nur einen Kaffee zu bestellen, zeigt sie fragend Richtung Klo, woraufhin der Kellner sofort reagiert. Besetzt. Endlich kommt eine noch sehr junge Frau von der Toilette, blond und stark geschminkt. Luciana hat das als junges Mädchen genauso gemacht: sich auf öffentlichen Toiletten geschminkt. Nach vier Uhr nachmittags verließ sie die Wohnung, behauptete, die Hausaufgaben gemacht zu haben und steckte das Schminktäschchen ein, oft sogar noch Klamotten zum Wechseln. Giovanna hielt die Tür zu, und sie schlüpfte heraus wie aus einer Umkleide,

auf einmal wie verwandelt. Erwachsener, nicht unbedingt selbstsicherer, aber geschützter wie von einer Maske.

Sie beneidet die Blondine. Beim Betreten der Toilette kommt ihr ein warmer Luftschwall entgegen – Parfüm und Menstruationsblut –, der ihr, bevor ihr übel davon wird, aufstößt wie eine Zumutung.

Giovanna würde Luciana gern zum Frauenarzt begleiten, sie bittet sie behutsam darum.

„Nächstes Mal.“

„Das sagst du immer.“

„Versprochen.“

„Ich glaub dir nicht.“

„Giovanna.“

„Ja.“

„Es geht mir nicht gut.“

Sie sagt es angespannt, verängstigt, sucht den Blick der Freundin. Ich weiß, ich versteh dich, ich seh es doch, würde ihr Giovanna am liebsten sagen. Stattdessen erwidert sie: „Es fehlt nicht mehr viel, du musst Geduld haben.“

„Darum geht es nicht.“

„Worum dann?“

„Ich habe Angst, verrückt zu werden.“

Die Freundin schweigt. Sie presst die Lippen zusammen, fährt sich hinter der Brille über die Augen.

„Ich hab das Gefühl, ich schaff das nicht“, sagt Luciana.

„Ich glaube, das ist ganz normal.“

„*Normal* ist ein Wort, das in meinem Leben keinen Platz mehr hat. Was ich damit meine, ist, dass ich mich bemühe ...“

„Ich weiß.“

„Dass ich mich bemühe, mich von dem, was da passiert, zu distanzieren, aber ...“

„Du kannst dich nicht von dem, was da passiert, distanzieren.“

„Eben drum. Vielleicht ist das ja das Problem, dass das nicht geht. Aber ich versuche es, das kannst du mir glauben. Und weißt du was? Der Gedanke, er könnte mich verlassen, beunruhigt mich mehr als alles andere.“

„Hör zu, Luciana. Alles andere. Was ist denn das für eine bescheuerte Formulierung, *alles andere*?“

Giovannas Ton ist lauter geworden, schärfer. „Du bist total auf ihn fixiert, so als würde dein Leben von ihm abhängen.“

„Ich weiß, von außen betrachtet ...“

„Nichts da, von außen betrachtet, Luciana! Ob nun von außen oder von deiner Warte aus ...“

„Vielleicht begreifst du nicht.“

„Ich begreife nur zu gut. Ich begreife, dass du nicht mehr ganz klar im Kopf bist. Du bist nicht mehr du selbst, Luciana. Du kannst dich nicht von ihm abhängig machen, du weißt nicht mal, wo er steckt. An welchem Arsch der Welt er sich gerade aufhält.“

„Er ist in Dublin.“

„Da ist er ja gut aufgehoben. Warum kommt er nicht zurück?“

„Keine Ahnung, aber er wird rechtzeitig wieder hier sein, das hat er mir versprochen.“

„Er hat sich verdrückt, nachdem du ihm gesagt hast, dass du schwanger bist.“

„Er hat sich nicht verdrückt. Er ist einfach so. Er kommt und geht, wie es ihm gefällt.“

„Ein Freigeist!“ Giovanna lacht auf und wirft die Arme in die Luft. „Ein Freigeist! Darf ich dich mal was fragen?“

„Frag ruhig.“

„Glaubst du wirklich, der fühlt sich an dich gebunden? Wie lange kennt ihr euch jetzt schon? Ein halbes Jahr?“

„Zehn Monate. Und ich kann dir versichern, dass die so ... so unglaublich waren, dass sie mir viel länger vorkommen.“

„Du weißt nicht mal, ob er der Vater ist.“

„Er ist es.“

„Du kannst dir nicht sicher sein. Da ist schließlich auch noch der arme Ettore, der sich so um dich kümmert, der dir hilft, der sich regelrecht zerreißt, und du ...

Sie verstummt, bremst sich ein. Sie möchte ihr keine Moralpredigt halten. Sie ist nicht gern die vernünftige, kleinkarierte Freundin. Die Paragraphenreiterin, die Erbsenzhlerin. Sie hat Lucianas Version von diesem Iren schon zu genüge gehört – die Geschichte vom Dichter, der ihr das Gefühl gibt, *lebendiger* denn je zu sein.

Die Geschichte von demjenigen, der alles ändert, der Frau von Grund auf ändert: derjenige, von dem Frau nie wieder loskommt. Es reicht. Er will nichts von dir, das kann er gar nicht, er ist nicht bereit, dir etwas zu geben, siehst du das denn nicht? Genau das müsste sie ihr sagen, wieder einmal. Doch stattdessen sagt sie: „Ich weiß, was du empfindest, ich weiß es nur zu gut. Aber du erwartest ein Kind, und statt an dich zu denken, und sei es nur an dich, denkst du bloß noch an diesen Typen, der nicht die geringste Absicht hat, ihm ein Vater zu sein.“

„Das kannst du so nicht sagen.“

„Du willst es bloß nicht hören.“

Das Kind grt sie, eingehüllt in Nebel. Das ist kein Traum. Der Monitor zeigt einen hellen Umriss vor pechschwarzem Hintergrund. Das Bild ist unwirklich, tanzt, bewegt sich ruckartig. Kurz darauf wendet sie den Blick ab, sie will nicht darauf starren.

Ich habe jetzt zwei Herzen, denkt sie, meines und seines. So formuliert sie es stumm. Keine neue Erkenntnis. Bloß du, nichts weiter.

Vorhin, im Wartezimmer, hat sie die anderen beobachtet. Es gelang ihr nicht, sich auf den mitgebrachten Roman – eine Empfehlung des Iren – zu konzentrieren. *Pao Pao* von Pier Vittorio Tondelli. Sie blieb immer wieder an denselben Zeilen hängen, so als wären es Hieroglyphen. Sie musste sich zwingen, weiterzulesen, kehrte immer wieder an dieselbe Stelle zurück.

Irgendwann gab sie es auf und schaute sich die anderen an: Alle so ... Ihr wollte das passende Adjektiv einfach nicht einfallen. Alle so anders – nicht im Vergleich zueinander, aber im Vergleich zu ihr. Heiter-gelassen? Schwer zu sagen. Nicht unbedingt in ihr Schicksal ergeben, aber eben auch nicht dagegen aufbegehrend.

Wäre sie in der Lage, mit einer von ihnen ins Gespräch zu kommen – mit derjenigen, die neben ihr sitzt und in einer Zeitschrift blättert, jeder Seite kaum mehr als zwei Sekunden Beachtung schenkt, oder mit der Wunderschönen mit dem Sommersprossengesicht, die sich ständig zärtlich über den Bauch streicht – ja, wäre sie dazu in der Lage, würde sie nur Folgendes fragen: Und ihr, wie fühlt ihr euch so? Jetzt mal ganz ehrlich, *im Ernst*. Habt ihr nie das Gefühl, dass jetzt alles vorbei ist? Alles unwiderruflich festgelegt, ohne jede Alternative?

Sie merkt gar nicht, dass ihr eine junge Frau ohne Bauch einen neidischen Blick zuwirft.

Nackt auf der Liege, spürt sie, wie der Arzt zwischen ihren gespreizten Beinen herumfuhrwerkt, sie versucht sich abzulenken, indem sie den Kopf zum Fenster dreht. Vorhänge verhindern, dass sie hinausschauen kann, aber ihr Blick fällt auf die Fensterbank, auf das Gesicht einer kleinen Gipsmadonna, deren Miene sie nicht entziffern kann.

„Und was sagt der Herr Papa?“, fragt der Frauenarzt.

Der Herr Papa ist im Himmel. Am liebsten würde sie so antworten wie die Gipsmadonna. Am liebsten würde sie sich damit aus der Affäre ziehen, doch stattdessen erwidert sie: „Der ist im Ausland“, was nicht unbedingt gelogen ist.

„Nun, dann wollen wir hoffen, das er rechtzeitig zurück sein wird“, sagt der Frauenarzt ungerührt, während er die behandschuhte Hand von ihrem Knie Richtung Vulva verlagert.

Luciana hat den Blick mittlerweile auf ihren Bauch gerichtet: Sie sieht nur noch ihn, eine Wand aus Fleisch zwischen sich und ihrer Schamgegend, das Leben davor und das Leben danach,

ihre Möse da unten, die sie wie eine fremde, überflüssige Region empfindet.

„Es dürften jetzt ungefähr zwölfhundert Gramm sein“, fährt der Arzt fort wie ein Verkäufer an der Lebensmitteltheke. „Das Kind hat jetzt die Augen geöffnet. Es sieht und hört. Wenn Sie sich den Bauch massieren, spürt es das.“

Luciana macht das nicht oft. Und sie hasst es, wenn es andere tun, die meist nicht mal um Erlaubnis bitten. *Eine* Hand würde sie sich vielleicht schon wünschen, diejenige, die nicht da ist. Als sie die Tritte spürt, schließt sie die Augen. Ihre Atmung geht schwer, so als weinte sie.

Sie will Klarheit und zwingt sich, sich nicht zu belügen. Sie stellt eine alberne Rechnung in Bezug auf ihr Leben auf: Ich plus das Kind. Ich plus der Ire plus das Kind. Ich minus Ettore. Ich plus das Kind minus den Iren. Aber auch diese hier: Luciana minus die Luciana von früher. Was ist nur aus der schlagfertigen, witzigen jungen Frau geworden, die sich gern geheimnisvoll gab, sich alberne Worte ausdachte, um ihre Freunde zum Lachen zu bringen? Sie weiß es nicht.

Paolo Di Paolo



(Rom, 1983) gehörte 2003 zu den Finalisten des Premio Italo Calvino per l'Inedito und des Premio Campiello Giovani. Seine Romane *Raccontami la notte in cui sono nato* (2008), *Dove eravate tutti* (2011, Premio Mondello und Super Premio Vittorini), *Mandami tanta vita* (2013, Premio Fiesole Narrativa und Finalist des Premio Strega),

sowie *Una storia quasi solo d'amore* (2016), *Lontano dagli occhi* (2019, Premio Viareggio Rèpaci) und *I classici compagni di scuola* (2021) sind alle bei Feltrinelli erschienen. Viele seiner Bücher sind aus Gesprächen entstanden – u. a. mit Antonio Tabucchi, dessen *Viaggi e altri viaggi* (Feltrinelli, 2010) er redaktionell betreut hat. Darüber hinaus veröffentlichte er *Ogni viaggio è un romanzo* (Laterza, 2007), *Svegliarsi negli anni venti. Il cambiamento, i sogni e le paure da un secolo all'altro* (Mondadori 2020) und die Kinderbücher *La mucca volante* (2014, Finalist Premio Strega Ragazze e Ragazzi), *Giacomo il signor bambino* (2015, Premio Rodari) *I desideri fanno rumore* (Giunti Editore 2021) sowie das Theaterstück *Istruzioni per non morire in pace* (2015). Der nonsolo Verlag hat 2018 seine Erzählung *Der Hafen des Vergessens/Il porto dell'oblio* in der Anthologie *Spiegelungen/Vite allo specchio* und 2019 den Roman *Fast nur eine Liebesgeschichte* (*Una storia quasi solo d'amore*) veröffentlicht. Etliche seiner Werke wurden in verschiedene europäische Sprachen übersetzt. Er schreibt für *La Repubblica* und *L'Espresso* und moderiert für RAI Radio 3 die Sendung „La lingua batte“.

www.nonsoloverlag.de
info@nonsoloverlag.de



Rom zu Beginn der achtziger Jahre. Drei junge Frauen, Luciana, Valentina und Cecilia, an einem sehr schwierigen Punkt ihres Lebens: Sie sind ungewollt schwanger. Alle drei sind verunsichert, verletztlich und verwirrt angesichts des radikalen Umbruchs, der ihnen bevorsteht. Und verwirrt, wenn nicht sogar völlig abwesend, sind auch die zukünftigen Väter. Ihre Geschichten erfahren wir von einem aufmerksamen und mitfühlenden Erzähler, der sie aus nächster Nähe begleitet, um schließlich sein eigenes Geheimnis preiszugeben. Ein berührender Roman über die Ungewissheit der eigenen Herkunft und die Last der eigenen Wurzeln.

„Da ist Platz für jede Frage, jeden Albtraum, jede Nachforschung, jede noch so gewagte Annahme bei der Selbstsuche. Da ist dieser Drang, verstehen zu wollen, der mit dem Schreiben Hand in Hand geht.“

STEFANO MASSINI, *La Repubblica*

„Die Romane von Paolo Di Paolo und die Jugend – sie vergehen wie im Flug.“

SERENA DANDINI, *Corriere della Sera*

Ausgezeichnet mit dem Literaturpreis
Premio Viareggio Rèpaci